

*Tagungsbericht*

ZUR KULTURELLEN FUNKTION VON DIFFERENZ  
Verwandtschaften, Freundschaften und Feindschaften  
in den Literaturen Zentraleuropas

Drei Jahrestagungen des Literatur- und kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (2013–2015)

Von Christoph Leitgeb (Wien)

Kulturwissenschaften stellen zunehmend einen Begriff der Differenz in Frage, der einst ihre strukturalistische Methodik beherrschte. Einfache, binäre Oppositionen (von fremd vs. eigen, Peripherie vs. Zentrum ...) wurden da oft nicht nur in der Sprache der Beschreibung methodisch vorausgesetzt, sondern auch in den Beschreibungsgegenstand projiziert. Seither hat die Forschung die Trennschärfe des Begriffs der kulturellen Differenz neu gefasst, etwa in seinem Verhältnis zum Begriff der Diversität<sup>1)</sup>, aber auch in den Konzepten von Hybridität, Transdifferenz<sup>2)</sup> oder Ähnlichkeit<sup>3)</sup> weiter entwickelt.

Der Bericht fasst drei Konferenzen zu Kulturen im zentraleuropäischen Raum zusammen und gibt damit einen Ausblick auf ein demnächst daraus resultierendes Buch. Tatsächlich beschäftigten sich die meisten Vorträge, von denen hier aus berichtsökonomischen Gründen nur ein repräsentativer Teil vorgestellt werden kann<sup>4)</sup>, im Rahmen dieser Tagungen sehr konkret mit spezifischen Phänomenen zentraleuropäischer Kulturbeziehungen. Ihre oft implizit und selten explizit geäußerte Kritik am Differenzbegriff war wenig theoretisch und auch wenig radikal. Alles in allem hielten sie implizit an diesem Begriff fest, indem sie ihn wie den komplementären Begriff der Ähnlichkeit als graduierbaren behandelten: So wie von mehr oder weniger, größerer oder kleinerer Ähnlichkeit die Rede sein kann, wurde hier von der kulturellen Wirksamkeit größerer oder kleinerer, nicht aber von absoluter Differenz gesprochen. Interessant wird die Zusammensicht dieser Ansätze unter der Perspektive des Differenzbegriffs, weil ihn drei Themenblöcke aus jeweils unterschiedlicher Perspektive anvisierten.

<sup>1)</sup> Unter anderem in den *Postcolonial Studies*, vgl. etwa Homi K. BHABHA, *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2007.

<sup>2)</sup> Geprägt vor allem von Klaus LÖSCH, *Begriff und Phänomen der Transdifferenz. Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte*, in: Lars ALLOLIO-NÄCKE, Britta KALSCHUEER, Arne MANZESCHKE (Hrsgg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*, Frankfurt/M. 2005, S. 26–52.

<sup>3)</sup> Anil BHATTI und Dorothee KIMMICH, *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*, Konstanz 2015.

<sup>4)</sup> Die vollständigen Programme mit allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern sind auf der Homepage des Instituts für Kultur- und Theaterwissenschaften (IKT) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften abrufbar: <<http://www.oeaw.ac.at/ikt/archiv/>> [12.07.2016].

1. Zentraleuropa und Konzepte einer „kleinen“, „minoritären“ und „marginalen“ Literatur

Die zeitlich mittlere der Konferenzen<sup>5)</sup> beschäftigte sich mit dem Konzept von „kleinen“, „minoritären“ oder „marginalen“ Literaturen im zentraleuropäischen Raum. Es sind dies Literaturen, denen eine andere Positionierung im literarischen Feld nachgesagt wird, indem sie sich zum Beispiel der dogmatischen Unterscheidung von „hoher“ und „niederer“ Literatur in herkömmlichen Kanonbildungen verweigern. Das Konzept der „kleinen Literatur“ ist also von Anfang an auch von der These ihres charakteristischen Umgangs mit Differenz geprägt.

Zunächst hat dieses Konzept Franz Kafka in seinem Tagebuch<sup>6)</sup> am 25. Dezember 1911 verwendet.<sup>7)</sup> Er beschreibt damit Eigenarten der jüdischen, aber auch der tschechischen Literatur im Vergleich mit der deutschen. „Kleinheit“ macht diese Literaturen zu einem Projekt, das sie besser befähigt, gesellschaftlich dringliche Stoffe (und das heißt bei Kafka: das „Tagebuchführen der Nation“<sup>8)</sup>) zu bearbeiten. Die an diesem literarischen Projekt Beteiligten sind innerhalb eines gemeinsamen kulturellen und medialen Rahmens verbunden, in dem auch das „kleine“ Talent und der „kleine“ Beitrag interessant und rezipierbar werden. Die Auswahl eines Kanons dieser „kleinen Literatur“ erfolgt nicht nach den Normen abstrakter Repräsentativität, da Teilnehmer einer solchen Literatur davon ausgehen, alle maßgeblichen Beiträge gemeinsam und konkret kennen zu sollen. Das gemeinschaftliche, kollektive Gedächtnis verknüpft sich stärker narrativ in der zitierenden Wiederholung und Ergänzung einzelner Beiträge als ideologisch. Der Begriff der „kleinen Literatur“ charakterisiert bei Kafka also einen „lebhaften“ kommunikativen Umgang mit Texten abseits des verbindlichen Kanons einer allgemeinen Literaturgeschichte, den „große Literaturen“ durch Bildungsanspruch und Institutionen verfestigen.

„Einen Gegensatz zwischen Leben und Schreiben, zwischen Kunst und Leben gibt es nur aus der Sicht der großen Literatur.“<sup>9)</sup> Unter Hinweis auf den anderen Umgang mit Differenz projizieren Gilles Deleuze und Félix Guattari in ihrem Plädoyer „pour une littérature mineure“ diese Überlegungen Kafkas auf seine Position innerhalb der deutschen Literatur zurück. Unter anderem eine missverständliche Übersetzung ins Französische<sup>10)</sup> führt dabei zu einer Verbindung von „Kleinem“ und „Minoritärem“. Die „Kleinheit“ einer Literatur wird dabei nicht mehr als Eigenschaft einer bestimmten Literatur im Vergleich mit einer anderssprachigen, größeren aufgefasst: „Eine kleine oder mindere Literatur ist nicht die Literatur einer kleinen Sprache, sondern die einer Minderheit, die sich einer großen Sprache bedient.“<sup>11)</sup> Wie Kafka verbinden auch Deleuze und

<sup>5)</sup> ›Zentraleuropa und Konzepte einer „kleinen“, „minoritären“ und „marginalen“ Literatur. Jahrestagung des Literatur- und Kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, 11. bis 13. September 2014.

<sup>6)</sup> Vgl. FRANZ KAFKA, Tagebücher. Kritische Ausgabe, hrsg. von HANS-GERD KOCH, MICHAEL MÜLLER und MALCOLM PASLEY (= Gesammelte Werke, Bd. 9 und 10), Frankfurt/M. 1994.

<sup>7)</sup> Ebenda, Bd. 9, S. 243–245, S. 249f., S. 254.

<sup>8)</sup> Ebenda, S. 243.

<sup>9)</sup> GILLES DELEUZE und FÉLIX GUATTARI, Kafka. Für eine kleine Literatur, Frankfurt/M. 2012, S. 58. Ungarisch: Kafka. A kisebbségi irodalomért, Budapest 2009.

<sup>10)</sup> Vgl. MARIE-ODILE THIROUEN, Franz Kafka als Schutzpatron der minoritären Literaturen – eine französische Erfindung aus den 1970er-Jahren, in: STEFFEN HÖHNE und LUDGER UDOLPH (Hrsgg.), Franz Kafka. Wirkung und Wirkungsverhinderung, Wien, Köln, Weimar 2014, S. 333–354.

<sup>11)</sup> Ebenda, S. 24.

Guattari diese Literatur mit einer Utopie, die drei charakteristische Merkmale vereint: „Deterritorialisierung der Sprache, Koppelung des Individuellen ans unmittelbar Politische, kollektive Aussageverkettung“<sup>12)</sup>. Der Begriff der „kleinen Literatur“ wird dabei einerseits Teil eines großen postmodernen Programms um Rhizomatik und Betonung des Signifikanten gegenüber dem Signifikat.<sup>13)</sup> Andererseits wird er in einem anderen Sinn als bei Kafka anwendbar auf Literaturen der Migration, von Minderheiten oder von „Sprachinseln“.

In diese letzte Bestimmung des „Kleinen“ von Deleuze und Guattari schleicht sich ein weiterer Begriff ein, der sich aufdrängt, wenn man die Dichotomie von „kleiner“ und „großer“ Literatur zu fassen versucht. Eine ‚Verräumlichung‘ der Problematik legt etwa Pierre Bourdieus soziologischer Begriff vom „literarischen Feld“ nahe, der die „Größe“ zugeschriebener kultureller und literarischer Bedeutung mit Zentrumsnähe bzw. buchstäblicher „Marginalität“ korreliert. Oder aber die Dichotomie von „kleiner“ und „großer Literatur“ wird in einem strukturalistischen, kultursemiotischen Konzept des „Bedeutungsraums“ gefasst wie bei Jurij M. Lotman. In beiden Fällen wird die „kleine Literatur“ an der Peripherie lokalisiert, also zugleich als „marginale“, „Rand“- oder „Literatur der Grenze“ beschrieben.<sup>14)</sup>

Ist also die Beschreibung der Differenz von „kleiner“, „minoritärer“ oder „marginaler“ Literatur zur „großen“, „majoritären“ „zentralen“ Literatur sinnvoll möglich, ohne diese Differenz in dichotomischen Paaren zu definieren? CHRISTIAN PRUNITSCH (Dresden) beleuchtete das Selbstverständnis sorbischer Literatur und äußerte hier Zweifel: Eigenschaften „kleiner Literaturen“ wie der sorbischen werden oft in Oppositionen anvisiert.<sup>15)</sup> Die Konstruktion dieser Oppositionen, innerhalb derer erst eine Literatur bzw. Kultur als klein konzeptualisiert werden kann, ist für ihn kultursemiotisch begründet: Attribute wie Inferiorität (vs. Superiorität) oder Juvenilität (vs. Anciennität) erscheinen diskursleitend, gewinnen topische Qualität. Allerdings sind dabei auch Konstellationen aufschlussreich, in denen die Unterstellung eines permanent apologetischen Modus der „kleinen Literatur“ unterlaufen wird und ihre vermeintliche Differenz, defektiv-unerheblich zu sein, kreativ umgewertet. Interferenzen zwischen der ästhetischen und der politischen Dimension sind dabei unvermeidlich, wie auch schon Deleuze/Guattari bemerkt haben. Angesichts der fundamentalen Transformation des sorbischen Lebensraums ist es dabei von erheblicher Bedeutung, die ästhetischen Signale genau und nicht nur mit dem Interesse an der Differenz zur deutschsprachigen Literatur zu entschlüsseln, um die übliche z. B. soziolinguistisch-quantitative Diagnostik zu ergänzen bzw. zu korrigieren.

STEPHAN-IMMANUEL TEICHGRÄBER (Wien) hob hervor, dass die Kriterien, die eine Literatur zu einer kleinen Literatur machen, vor allem der internationalen Rezeption dieser Literatur geschuldet sind: Er führte das an der slowakischen Literatur vor. Mit Judit Görözdí wies er darauf hin, dass die ungarische Literatur in der Slowakei im 19. Jahrhundert als große Literatur galt, diesen Status im 20. Jahrhundert aber verlor. Der slowakische Rezipient konnte die Texte nicht mehr im Original lesen und nur wenige von ihnen wur-

<sup>12)</sup> Ebenda, S. 27.

<sup>13)</sup> Ebenda, S. 40.

<sup>14)</sup> Vgl. ROLAND MARTI und CHRISTIAN PRUNITSCH, „Petites Littératures“ en Europe, in: ROLAND MARTI und Henri VOGT (Hrsgg.), Europa zwischen Fiktion und Realpolitik/Europe between fiction and realpolitik, Bielefeld 2010, S. 53–69, hier: S. 55.

<sup>15)</sup> CHRISTIAN PRUNITSCH, Zur Semiotik kleiner (slavischer) Kulturen, in: Zeitschrift für Slavische Philologie 63/1 (2004), S. 181–211, hier: S. 181.

den übersetzt. Literatur konnte demnach einfach durch die Ignoranz der anderen Literaturen zu einer „kleinen“ werden. Diese Ignoranz aber verweise auf eine Art postkoloniale Situation, in der sich die Literaturen Mittel- und Osteuropas nach 1989 befänden – ohne dass die betroffenen Länder vorher Kolonien gewesen wären. Unter diesen Umständen tauschen sich die „kleinen“ Literaturen auch untereinander oft erst über die Übersetzung und die Anerkennung im Westen aus und finden nur gegen große Widerstände als neue Nationalliteraturen Anerkennung.

Wie hartnäckig historisch jene Wertungen sind, die mit der Konzeptionalisierung der Differenz von „kleiner“ und „großer“ Literatur verbunden werden, zeigte MAGDALENA BARAN-SZOLTYS (Wien) am Beispiel von Reiseberichten zu Galizien: Das zwischen 1772 und 1918 existierende österreichische Kronland lag an der Peripherie des Habsburgerreiches und war geprägt durch Mehrsprachigkeit, Multikulturalität und Multiethnizität. Das als „Armenhaus an der Peripherie Europas“ bekannte Gebiet war zugleich ein singuläres und exotisches Reiseziel, das u. a. von Karl Emil Franzos (1876), Joseph Roth (1924) und Alfred Döblin (1926) beschrieben wurde. Die Aufmerksamkeit auf das Kleine, Minoritäre und Marginale war seit ihren Anfängen im 18. Jahrhundert auch ein Charakteristikum dieser Reiseliteratur. Seit den 1980er-Jahren wird das ehemalige Galizien nun für die Reiseliteratur wiederentdeckt. Auch Sabrina Janeschs ›Katzenberge‹ (2010) oder Michał Olszewskis ›Zapiski na biletach‹ (2010) betonen an diesem Gebiet noch das Periphere und Singuläre, das Vergessene, Verlorengegangene und Fremde: in der Beschreibung einer immer noch marginalen Landschaft im Speziellen, aber auch allgemein in der Poetik der Gattung „Reiseliteratur“.

Indem er das Konzept der „Kleinheit“ einer Literatur versuchsweise auf den Bereich der Wissenschaft und Philosophie verschob, stellte MIHÁLY SZILÁGYI-GÁL (Budapest) die mit diesem Konzept verbundenen Differenzen in Frage: Kann eine Philosophie „klein“ sein? Literatur in einer „kleinen“ Sprache zu schreiben, scheint künstlerisch völlig legitim. Aber warum sollte man in einer „kleinen“ Sprache, konkret: der ungarischen, Philosophie betreiben? Welche Vorteile bietet eine solche Sprachwahl zum Beispiel gegenüber Englisch? Und wie verändert sich die Argumentation hinter einer solchen Sprachwahl für die Philosophie im Vergleich zur Literatur, wenn sich der Einflussbereich einer Minderheitenkultur noch weiter verkleinert – oder aber ausdehnt?

## 2. Zum Narzissmus der kleinen Differenz

Ein Movens der Konstruktion „kleiner Literaturen“ im zentraleuropäischen Raum ist auch jenes vielfältige Phänomen, das Sigmund Freud aus psychoanalytischer Perspektive versuchsweise „Narzissmus der kleinen Differenzen“ genannt hat: Es tritt vor allem dort auf, wo solche Literaturen mit den „großen“ in ihrer Nachbarschaft eng kommunizieren. Bei gleichzeitiger Differenz mündet die Kommunikation dann in ein umso stärkeres Bemühen um Abgrenzung, mit dem sich die kleinere Literatur selbst behauptet.

Die Folgen eines solchen „Narzissmus der kleinen Differenz“ beschäftigt Zentraleuropa freilich in Politik und Kultur weit über den engeren Bereich „kleiner“ Literatur hinaus. Die dritte und zeitlich späteste der Konferenzen<sup>16)</sup> beleuchtete daher das Problem der

<sup>16)</sup> ›Zentraleuropa und das Konfliktpotential der kleinen Differenzen‹. Jahrestagung des Literatur- und Kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Wien, 3. bis 5. September 2015.

Konstruktion von Differenz und ihrer Graduierbarkeit unter dieser Perspektive. Sie ging thematisch von Freuds Konzept aus, um die Frage zu stellen, wie sich ein solcher „Narzissmus“ der Abgrenzung gerade aus Ähnlichkeit motiviert und in politischen sowie kulturell-sprachlichen Belangen Zentraleuropas äußert.

In drei kulturtheoretischen Abhandlungen kommt Sigmund Freud auf dieses Konzept zu sprechen. In ›Massenpsychologie und Ich-Analyse‹ zitiert Freud die Beziehungen in Familien, die Konkurrenz benachbarter Städte, den Kantönlicheit kleiner Regionen, aber auch das Verhältnis von Süd- und Norddeutschland, Engländern und Schotten, Spaniern und Portugiesen als Beispiel:

In den unverhüllt hervortretenden Abneigungen und Abstoßungen gegen nahestehende Fremde können wir den Ausdruck einer Selbstliebe, eines Narzissmus erkennen, der seine Selbstbehauptung anstrebt und sich so benimmt, als ob das Vorkommen eine Abweichung von seinen individuellen Ausbildungen einer Kritik derselben und eine Aufforderung, sie umzugestalten, mit sich brächte.<sup>17)</sup>

Massenbewegungen dienen nach Freud dazu, in ihrem Inneren solche Regungen zu unterdrücken und umgekehrt dient die Feindseligkeit dem nur Ähnlichen gegenüber auch dazu, die Illusion der Homogenität der Gruppe zu befestigen.

In ›Das Unbehagen in der Kultur‹<sup>18)</sup> prägt Freud mit Bezug auf diese Stelle dann das Schlagwort vom „Narzissmus der kleinen Differenzen“. Als eine Anwendung merkt er dort erstmals an, dass der Antisemitismus möglicherweise die Funktion habe, in der Abgrenzung eine Einheit unter Antisemiten zu stiften. In ›Der Mann Moses und die monotheistische Religion‹ kommt Freud nochmals auf diese Begründung des Antisemitismus zurück: „Aber sie sind doch anders, oft in undefinierbarer Art anders [...] und die Intoleranz der Massen äußert sich merkwürdigerweise gegen kleine Unterschiede stärker als gegen fundamentale Differenzen.“<sup>19)</sup>

Kulturwissenschaftlich wurde bereits diskutiert, ob und wie Freuds Hypothese Samuel Huntingtons Theorie vom „Clash of Civilisations“ widerspricht: Nicht aus dem immer weiteren Auseinanderdriften in sich homogener, großer kultureller Blöcke entsteht dieser Hypothese nach das gefährlichste Konfliktpotential, sondern aus dem Bedürfnis nach Unterscheidung im Kleinen. Gerade der zentraleuropäische Raum, sein historischer wie aktueller Umgang mit dem Konfliktpotential seiner Kulturen boten für eine Auseinandersetzung mit dieser Problematik brisante Beispiele in Fülle.

#### *Politik und die Konstruktion von Differenz*

JOHANNES FEICHTINGER (Wien) beleuchtete an historisch-kulturwissenschaftlichen Beispielen, wie Differenzen „ethnischer“, „völkischer“ und „rassischer“ Art aus einem vorgepiegelten Ideal der Homogenität konstruiert wurden, um den „konstitutiv Anderen“ zu produzieren. Integration und Ausgrenzung aufgrund dieser Konstruktionen setzen dabei vieldeutige Prozesse in Gang, in denen Ähnlichkeiten keineswegs zwingend ein integra-

<sup>17)</sup> SIGMUND FREUD, Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), in: DERS., Gesammelte Werke. Band 13, Frankfurt/M. 1999, S. 73–161, hier: S. 110f.

<sup>18)</sup> DERS., Das Unbehagen in der Kultur (1930), in: DERS., Gesammelte Werke. Band 14, Frankfurt/M. 1999, S. 419–506, hier: S. 474.

<sup>19)</sup> DERS., Der Mann Moses und die monotheistische Religion (1939), in: DERS., Gesammelte Werke. Band 14, Frankfurt/M. 1999, S. 101–246, hier: S. 197.

tionsförderndes Moment und Differenzen kein notwendig konfliktbehaftetes darstellen: Auch Verähnlichungsprozesse (Assimilation, von lateinisch *similis*, ‚ähnlich‘) konnten Homogenitätsfiktionen zerstören, was sich in Hassbereitschaft manifestierte und Grenzsicherungen notwendig erscheinen ließ.

Drei Beiträge konkretisierten im Folgenden, was diese Konstruktion von Ähnlichkeit und Differenz ästhetisch und politisch bedeutet. Auch ihnen ging es nicht darum, Freuds Hypothese durch eine Betonung seines Konzepts von „Narzissmus“ psychoanalytisch zu entfalten. Stattdessen wurde die Bestandaufnahme von Motiven der Ähnlichkeit und Differenz zum Ausgangspunkt. Zweimal zielte die Analyse dabei auf die erzählerische Funktion dieser Motive: Denn nicht zuletzt an der Oberfläche solcher Motive scheint ablesbar zu sein, welche Voraussetzungen von Versöhnlichkeit beziehungsweise Unversöhnlichkeit die von ihnen durchzogenen Diskurse charakterisieren.

MARIANNA KOLOVÁ (Bratislava) behandelte dazu ein besonders einprägsames tschechisch-slowakisches Beispiel: Sie analysierte zwei Reiseberichte von Jozef Miloslav Hurban. Im ersten Reisebericht ›Cesta Slováků k Bratrům Slavenským na Moravě a v Čechách‹ (›Reise eines Slowaken zu den slawischen Brüdern in Mähren und Tschechien‹) aus dem Jahre 1841 vertritt der Autor noch Kollárs Nationalkonzept, in dem er die Slowaken und Tschechen als eine Nation sieht. Diese Sichtweise ändert sich jedoch in seinem zweiten Reisebericht ›Prehádžka po povazském svete‹ (›Wanderung durch die Waaggegend‹) aus dem Jahre 1844, in dem er schon die Tendenz von L. Štúr teilt, die slowakische Nation als eigenständige Nation zu konstruieren. Beide Sichtweisen haben natürlich auch eine Auswirkung auf Hurbans Wahrnehmung von Differenz: Differenzen zwischen Slowaken und Tschechen nimmt Hurban im ersten Bericht zwar wahr, sieht in ihnen aber kein Konfliktpotenzial, sondern interpretiert sie als unterschiedliche Ausdrucksweisen eines gemeinsamen, slawischen Prinzips. Der zweite Bericht hingegen rückt das slowakisch-nationale Prinzip viel stärker in den Vordergrund und steigert das Konfliktpotenzial der „kleinen“ Differenzen.

LÁSZLÓ DÁVID TÖRÖ (Debrecen) analysierte ein Beispiel aus der ungarischen Verfassungsgeschichte zur Zeit des Dualismus historiographisch: Der nationalromantische Rechtshistoriker Ákos Timon unternahm den Versuch, die „tausendjährige“ ungarische Verfassungsentwicklung als einen ungebrochenen und demokratischen Prozess (eine „whig interpretation of history“) darzustellen, um den österreichischen Historikern die Unabhängigkeit Ungarns glaubhaft zu machen. Seine hungarozentrischen Anschauungen wurden in einem – auch ins Deutsche übersetzten und zweimal verlegten – Lehrbuch zusammengefasst. Eine Streitschrift des österreichischen Historikers Harold Steinacker griff dieses Buch 1907 an. Dieses Gegenarrativ ist nicht frei von aktuellen politischen Bezügen, die zum Beispiel eine Analyse dessen erhellt, was die Pronomen „uns“ und „sie“ für Timon und Steinacker jeweils bedeuten.

Im letzten Beispiel analysierte MARCELL GRUNDA (Debrecen) eines der berühmtesten Dramen über den missglückenden Versuch einer Assimilation an das Fremde und die gleichzeitige Konstruktion äußerster Differenz, Euripides' ›Medea‹ (431 v. Chr.) – in einer zentraleuropäischen Version: Max Zweig gelang es als Juden und Neffen des berühmten Autors Stefan Zweig allerdings nicht, mit seinem Werk ›Medea in Prag‹ einen kanonisierten Platz auf dem literarischen Feld zu finden. Am Beispiel von Rassismus als extremer Erscheinungsform einer Politik der Differenz thematisiert das Drama Tendenzen von Totalitarismus und Nationalismus in Zentraleuropa, die aus der Unfähigkeit geboren werden, mit der „kleinen Differenz“ umzugehen.

*Der Unterschied in der Sprache*

Hier spricht jemand Ungarisch und dort jemand Slowakisch oder Deutsch: Die einfache Polarisierung mittels Differenzen in einem solchen Befund löst sich in einer Vielschichtigkeit kleiner Differenzen auf, wenn man die wechselseitige Durchdringung und Durchmischung der Sprachgebiete in Zentraleuropa in Rechnung stellt und die alltägliche Mehrsprachigkeit ihrer Bevölkerung. Wenn im Zeitalter des Nationalismus aus kleinen Differenzen scharfe politische Trennlinien gezogen wurden, dann diente trotzdem sprachliche Verschiedenheit oft als Vorwand.

Solchen Fragen zur Politik mit konstruierten sprachlichen Identitäten ging ein weiterer Teil der Vorträge zur Anwendbarkeit von Freuds Konzept nach: Wie empfindet ein deutschsprachiger Ungar mit ausgeprägtem Hungaro-Bewusstsein und Ungarischkenntnissen auf muttersprachlichem Niveau zum Beispiel die Sprachvielfalt seiner Umgebung? Wie unterscheidet sich etwa ein Deutsch, das als Zweitsprache erworben und während des Aufenthalts in einer Gastfamilie gepflegt wurde, von einem Deutsch, das in eben dieser Gastfamilie als Sprache einer Minderheit gesprochen wurde, und wie dieses Deutsch wiederum von dem eines Besuchers z. B. aus Österreich? Und welche Konsequenzen ergeben sich aus dem Umgang mit diesen „kleinen Differenzen“ für den Zusammenhang von Biografien und Sprache?

CORNELIA HÜLMBAUER (Wien) näherte sich dieser Frage aus einer sehr gegenwärtigen Perspektive, die sich nicht auf Zentraleuropa beschränkt. Sie beschrieb den Gebrauch von *Englisch als Lingua Franca* (ELF), welches der Verständigung zwischen Sprecherinnen und Sprechern unterschiedlicher Erstsprachen dient. Das Ideal der „Sprachrichtigkeit“, der Standard eines idealisierten „Native Speakers“ verlieren für diese Verständigung an Bedeutung. Durch die verschiedenen erst- und anderssprachlichen Einflüsse in jeder ELF-Interaktion ergibt sich eine ‚kleine Diversität‘, wenn die Kommunizierenden ihre sprachlichen Stilmittel wählen bzw. auch generieren. Insgesamt funktioniert der Lingua-Franca-Modus durch das Fehlen stabiler Konstellationen weniger im Sinne der Nachahmung einer idealen Kommunikation in der Muttersprache, sondern folgt vielmehr pragmatischen, oftmals ad hoc definierten bzw. erst definierbaren Standards der flexiblen Annäherung. Dadurch verschieben sich im Gebrauch von ELF letztlich aber auch Differenzen wie ‚eigen vs. fremd‘ oder ‚richtig vs. falsch‘ kontinuierlich.

Nicht nur diese linguistische Perspektive auf den gegenwärtigen Sprachgebrauch von Englisch und ihr pragmatischer Standpunkt lassen eine Sehnsucht nach sprachlicher ‚Reinheit‘ und ‚Ursprünglichkeit‘ absurd erscheinen, wie sie ein sprachlicher Nationalismus pflegt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat ein kultureller Paradigmenwechsel ein, in dem der Streit um die ‚richtige‘ Sprachwahl zur Richtungsentscheidung stilisiert wird. HEDVIG UJVÁRI (Piliscsaba) verdeutlichte das, indem sie die Zusammenhänge von Assimilation, Sprachentscheidung und Identität in den Lebensläufen des jungen Max Nordau und Theodor Herzls verglich. Kleine und größere Differenzen im familiären Umfeld, in der Schulwahl und der Schulwechsel sowie im Universitätsstudium bekommen plötzlich eine neue Bedeutung: Während Herzl zu einer ausgewogenen Zweisprachigkeit findet, wird Nordau zuerst soziokulturell, dann später auch in seinem Beruf in die Defensive und in die Isolation gedrängt.

Eine Fortsetzung dieser im 19. Jahrhundert politisch virulent werdenden Sprachproblematik untersuchte DEZSŐ SZABÓ (Budapest) am Beispiel des ungarndeutschen Schriftstellers Márton Kalász (geb. 1934), der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

als seine Literatursprache Ungarisch wählt. Diese Wahl wird zwischen dem verbreiteten Wunsch deutschungarischer Autoren entschieden, auch im deutschsprachigen Ausland wahrgenommen zu werden, und einer weltanschaulichen Positionierung in Fragen der Abhängigkeit von Sprache und Identität. Von Kalász' Wahl des Ungarischen ausgehend, lässt sich also eine spezifische Perspektive auf jene geographischen, sprachlichen, demographischen, soziologischen, ethnopolitischen, ethnologischen und kulturhistorischen Faktoren entwickeln, welche die Literaturproduktion deutschsprachiger Minderheitenliteraturen in Ungarn steuern bzw. beeinflussen.

### *3. Persönliche Verbundenheit und die Inszenierung von Differenz*

Aufgrund der zunehmenden Ökonomisierung, Differenzierung, Verwissenschaftlichung aber auch Demokratisierung der Gesellschaft in Zentraleuropa werden im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend konventionelle soziale Strukturen und, damit einhergehend, Identitätskonzepte brüchig. Der Umgang mit der Differenz drängt die Politik unmittelbar bis in den intimen Bereich der Lebenspraxis. In der Nachfolge von Auguste Comtes sozialer Physik wird die grundsätzliche Veränderbarkeit bislang unhinterfragter sozialer Zugehörigkeiten zum Thema, der Umgang der „kleinen Differenz“ schreibt sich auch in Beziehungen ein, die mit persönlicher Nähe assoziiert sind, in Verwandtschaften von Geschwistern zu Beispiel.

#### *Gespannte Verwandtschaften*

ALEXANDRA MILLNER (Wien) stellte das exemplarisch am Text ›Die Geschwister‹ (1899) von Rainer Maria Rilke dar, der Geschwisterthematik und die Darstellung von tschechischem Nationalismus als soziales Phänomen verbindet. Die Geschwister Zdenko und Luisa werden in dieser Erzählung als different-kongruentes Paar eingeführt, dessen wechselseitige Identifikation sich in einer Spiegelszene verdichtet, um dann wiederum in einem Differenzierungsprozess auseinanderzulaufen: Zdenko zerbricht dabei an einer Identifikation mit dem tschechischen Nationalisten und Agitator Rezek, der Fokus der Narration geht von ihm auf seine Schwester über. In Luisa wird die innere Spaltung des neuen tschechischen Selbstgefühls letztlich aufgehoben: Das zeigt sich in der zukunftsorientierten, offenen und furchtlosen Begegnung mit dem Fremden, in ihrem Fall dem Deutschen Ernst Land.

Ähnliche Fragen stellen sich auch im Kontext zeitgenössischer Migrationsliteratur neu. Am Beispiel einer Abfolge von Generationen zeigt das ORSOLYA LÉNÁRT (Budapest) in Melinda Nadj-Abonjis 2010 erschienenem Roman ›Tauben fliegen auf‹. Erzählt wird die Geschichte einer ungarischsprachigen Familie aus der Vojvodina, die in die Schweiz übersiedelt. Die Handlung des Romans spielt abwechselnd in Zürich und im serbischen Heimatdorf: für die Protagonistinnen Orte der Selbst- und Fremdeitsrepräsentation. Dargestellt wird, wie sich diese Repräsentationen für die Migrantinnen und Migranten über zwei Generationen unterscheiden. Für die junge „zweite Generation“ bildet die alte Heimat einen Identifikationsraum, während sie die erste, ihre Eltern, mit der traurigen Geschichte der Migration verbindet. Das Städtchen an der Goldküste des Zürcher Sees bleibt für die ältere Generation nicht zuletzt wegen Sprachschwierigkeiten untrennbar mit der Bemühung um sozialen Aufstieg und um Anpassung verknüpft, während die jüngere Generation in ihm auch Vertrautes, ‚Eigenes‘ findet.

Noch einmal mit der Generationsproblematik verknüpft wurde die Frage nach Differenz, Sprach- und Migrationsproblematik am Beispiel des Textes ›Die Bilderspur‹ von Anna Kim. Die Autorin, in Österreich geborene Tochter südkoreanischer Eltern, versucht in ihrem Text, mittels poetischer Bilder ihre eigene Identität und Sprache neu zu erfinden. Konkret bemühen sich Tochter und Vater im transmedialen Versuch einer „Bildersprache“, ihre eigentlich unüberbrückbare kulturelle Distanz zu überwinden, ein Versuch, der in der Erzählung letztendlich scheitert. ANDREA HORVÁTH (Debrecen) analysierte diesen Text, um zu zeigen, wie die von Deleuze und Guattari eingeführte Metapher des Rhizoms sich eignet, den Umgang mit kultureller Differenz jenseits einer einfachen Polarität zu beschreiben.

### *Fremde Freundschaften*

Nicht nur die Migrationsproblematik verfeinert und verschärft das Gefühl für die „kleine Differenz“, so wie es die letzten beiden fiktionalen Beispiele am Generationskonflikt innerhalb einer Familie entwickeln. Eine ähnliche Spannung, in der Differenzen einerseits durch die enge Beziehung abgemildert erscheinen und sich andererseits durch die offen persönliche Kommunikation besonders scharf stellen, lässt sich am Beispiel interkultureller Freundschaftspaare analysieren. Solche Freundschaften machen Differenzen fruchtbar oder aber scheitern auch an ihnen. Die zeitlich erste Tagung des Komitees<sup>20)</sup> in der hier besprochenen Reihe widmete sich genau diesem Thema.

Die besprochenen Freundschaften konnten reale oder fiktive von Romanfiguren sein, sie konnten unterschiedliche Kulturen innerhalb einer Stadt, eines Landes oder über Landesgrenzen hinweg miteinander in Beziehung setzen, sie konnten Männer bzw. Frauen miteinander oder untereinander verbinden. Freundschaft begünstigt das Ideal einer ‚machtfreien‘ Kommunikation: Durch das Interesse an der Person schärft sie gleichzeitig den Blick für die kulturelle Differenz und modifiziert die Austragung von Interessenskonflikten. Zugleich aber sind die Konventionen von Freundschaft selbst kulturell geprägt und ausdifferenziert: Es gibt kulturell unterschiedliche Begriffe von Freundschaft mit jeweils dazu gehörigen Möglichkeiten kulturellen Missverständnisses.

ERZSÉBET RÓZSA (Debrecen/Münster) ging in ihrem philosophisch orientierten Beitrag von der Reflexion der Freundschaft vor allem bei Hegel und Kierkegaard aus. Hegel marginalisiert in der ›Ästhetik‹ und in der ›Rechtsphilosophie‹ von 1820 Freundschaft unter der Voraussetzung, dass sie (im Gegensatz etwa zur Ehe) nicht als „objektive Form“ in der modernen Gesellschaft zum Ausgleich von Differenzen institutionalisiert ist. Dieser Befund einer Marginalisierung von Freundschaft wird in Kierkegaards ›Entweder – Oder‹ existenzialistisch umgedeutet und verschärft: Die leere Konvention der Freundschaft wird ihrer radikalen Instrumentalisierung für den egoistischen Zweck unterworfen. Ein Exkurs über den Versuch der ungarischen Philosophin Ágnes Heller, die Freundschaft zu rehabilitieren, zeigte die Aktualität des Nachdenkens über Freundschaft in Zentraleuropa: Heller plädiert für eine intellektualistische Konzeption der Freundschaft. Sie verbindet sie nicht ohne politische Nebengedanken und nach dem Vorbild der platonischen Philosophie wieder mit der Wahrheitssuche über Differenzen hinweg.

<sup>20)</sup> ›Interkulturelle Freundschaften in Zentraleuropa‹. Jahrestagung des Literatur- und Kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Wien, 12. bis 14. September 2013.

ANITA FAJT (Szeged) stellte am Beispiel eines Stammbucheintrags eine solche der „Wahrheitssuche“ verpflichtete Beziehung dar. An ihr konnte man sich die Frage stellen, ob sich im 18. Jahrhundert in den gelehrten Gesellschaften der Zeit wirklich institutionalisierte ‚Freundschaft‘ in diesem Sinne findet. War der Begriff von ‚Freundschaft‘ schon unter den Humanisten grundlegend, so bezeichnet er im Lauf des 18. Jahrhunderts eines der wichtigsten Grundprinzipien des gesellschaftlichen Lebens. In einem Stammbuch reagieren Paul Fabri, Karl Gottlieb Windisch und Georg Ferdinand Pamer in drei Gedichten aufeinander und thematisieren jeweils eine bestimmte Haltung zur Wissenschaft als Brotberuf: Die Rhetorik ihrer Gedichte zeugt aber weniger vom offenen Umgang mit Differenzen als von den aufklärerischen Konventionen ihres Wirkens und ihrer Orientierung an der Poetik Gottscheds.

Die Utopie einer explizit interkulturellen Freundschaft analysiert ROLAND INNERHOFER (Wien) am Beispiel von Doderers Roman ›Die Wasserfälle von Slunj‹ (1963). Der Dalmatiner Andreas Milohnić wird darin für den Wiener Josef Chwostik zum Erzieher, zum Mentor, zum Berater in Fragen des sozialen Habitus. Ihre Freundschaft überbrückt mühelos soziale, nationale und kulturelle Differenzen. Sie repräsentiert für Doderer ein Kultivierungsprogramm, das als solches zum Hauptstrang der Erzählung in einem Verhältnis symmetrischer Gegenläufigkeit steht, der ökonomischen Expansion eines österreichischen Unternehmens in den Südosten. Doderers Freundschaftsgeschichte erweist sich so als kritischer Kommentar zum Wirtschaftswachstum im Österreich der 50er- und frühen 60er-Jahre, dem persönliches „Wachstum“ entgegengestellt wird, das sich mehr an der Öffnung geistiger Horizonte und an der Steigerung seelischer Potentiale als am sozialen Aufstieg bemisst.

Eine neuere Art der Marginalisierung von Freundschaft stellte schließlich MIRIAM KOVACS (Wien) unter dem Titel ›Minimal Friendship‹ vor, einer Analyse der Darstellung von virtuellen Freundschaften in der polnischen Pöpliteratur. Freundschaft kann ohne den Ausgleich von Differenzen in zwischenmenschlicher Kommunikation nicht entstehen, sie muss aufrechterhalten und gepflegt werden. Romane aus der polnischen Pöpliteratur beschäftigen sich mit den Begleiterscheinungen davon, dass sich dieses zwischenmenschliche Kommunizieren fortschreitend von der realen auf die virtuelle Ebene verschiebt. Wie sieht die Entstehung, Erhaltung und Pflege von menschlichen Freundschaften aus, wenn ein Medium zwischengeschaltet ist, das ihren Charakter zwangsweise mitbestimmt? Und schließlich: Sind die in den Romanen dargestellten fiktiven virtuellen Freundschaften mit realen virtuellen Freundschaften unserer Zeit vergleichbar?

\*

Das Literatur- und kulturwissenschaftliche Komitee der Österreichischen und Ungarischen Akademie der Wissenschaften hat sich dem Austausch des wissenschaftlichen Nachwuchses der beiden Länder und darüber hinaus in Zentraleuropa verschrieben. Es erprobt also in der Praxis das, was die Vorträge dieser Tagungen wissenschaftlich dargestellt haben: die Kommunikation über Differenzen. Die hier nur kurz skizzierten Beiträge der Tagungen werden 2016 in einem Sammelband im Präsenz Verlag veröffentlicht. Dort haben sich die Publikationen des Komitees inzwischen zu einer kleinen Reihe summiert. Bei Erscheinen dieses Berichts hat die jüngste Tagung des Komitees vom 1. bis 3. September 2016 in Debrecen wahrscheinlich schon stattgefunden. Sie war dem Thema ›Geschichtsdeutungen in Zentraleuropa‹ gewidmet.









